

# LEIBNIZ INTERN



Mitteilungen Nr. 7 / 15. April 2001

Herausgegeben von der Leibniz-Sozietät e.V., begründet im Jahre 1700 als Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften

## Inhalt

**Interakademisches Symposium zu Aufgaben, Herausforderungen und Perspektiven der deutschen Akademien (S. 2)**

**Stelldichein der deutschen Wissenschaftsakademien im Freistaat der Bayern. Ein Konferenzbericht von Hein Roch (S. 2)**

**„Relikte aus einer anderen Welt.“ Pressestimmen zum Münchener Akademien-Symposium. Ausgewählt von H. Wöltge (S. 7)**

**Nationalakademie nicht mit föderaler Struktur vereinbar (Pressemitteilung des Bayerischen Wissenschaftsministeriums (S. 8)**

**Winfried Schulze: Was erwartet die Wissenschaft von den Akademien? (Aus dem Symposiumsvortrag) (S. 9)**

**Clemens Zintzen: Die Aufgabe der Akademien. Eine Klarstellung (S. 10)**

**Hubert Laitko: Anspruch und Wirklichkeit der Akademie. Thesen aus dem Leibniz-Vortrag 2000 . (S. 12)**

**Informationen: Ehrenkolloquium für Lothar Budach (Erika Horn) (S. 13 / Jahresversammlung des Fördererkreises der Leibniz-Sozietät (Heinz Kautzleben) (S. 14) / „Beim Gegner in die Lehre gehen“. Die Leibniz-Editionsstelle Potsdam hat ein unbekanntes Werk von Leibniz entdeckt. (Hartmut Rudolph) (S. 15)**

**Personalía: Friedbert Ficker zum Auswärtigen Mitglied der Serbischen Akademie gewählt (S.15)**

**Rezension: Dejan Medaković, Serben in Wien (besprochen von Friedbert Ficker) (S.16)**

## Vorbemerkung der Redaktion

In dieser Ausgabe wird ausführlich über die Februar-Konferenz der Akademien in München informiert. Viele der dort abgehandelten Fragen über Rolle und Zukunft von wissenschaftlichen Akademien werden seit geraumer Zeit auch in der Leibniz-Sozietät diskutiert. Die Sozietät hat, wie bekannt, einen deutlich anderen Entwicklungsweg als die anderen deutschen Akademien gehabt. Gerade deshalb kann sie zu einigen der aufgeworfenen Probleme eigene originäre Erfahrungen in die Debatte bringen. Es sind – im guten wie im schlechten - nützliche Erfahrungen. Sie spielen aber im Problembewußtsein der jetzigen Auseinandersetzungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft noch nicht die ihnen zukommende Rolle. Politische Aversionen und Vorurteile und vielfach schlichtweg Uninformiertheit stehen dem zur Zeit noch im Wege.

Die Darstellung der Erfahrungen der eigenen Geschichte ist in der Sozietät relativ weit vorangeschritten, man denke z.B. an das „Zeitzeugen“-Symposium zum 300. Jubiläum der Sozietät im letzten Jahr. Der Vortrag von Hubert Laitko auf der Festveranstaltung zum Jubiläums-Leibniz-Tag 2000 „Theoria cum praxi. Anspruch und Wirklichkeit der Akademie“, hat wesentliche Themen behandelt, die in München auf der Tagesordnung standen. Der gesamte Text des Vortrags wird in Kürze in den Sitzungsberichten der Leibniz-Sozietät erscheinen. Einige seiner

Aussagen, die für die aktuelle Debatte von Bedeutung sein können, sind hier in Thesenform abgedruckt.

Die in unserer Ausgabe veröffentlichten Auffassungen sollen dazu beitragen, die fällige Debatte in der Sozietät weiter zu beleben, um ihren Standort in der Diskussion der Akademien und in der heutigen geistigen und wissenschaftlichen Situation genauer zu bestimmen – sowohl für sich selbst als auch für die Sicht von außen. Obwohl ihr Charakter als Akademie und auch ihre Herkunft kaum mehr bestritten werden, ist sie doch anders. Sie hat weder Langzeitprojekte noch eigenes Forschungspotential noch staatliche Alimentierung noch einen bezahlten Verwaltungsapparat. Wie sind ihre Möglichkeiten und ihre Chancen künftigen Daseins zu bewerten, welche Erfahrungen der letzten 50 Jahre - etwa zu den Stichworten eigenes Forschungspotential, Politikberatung oder nationale Repräsentanz - kann sie der allgemeinen Debatte in Deutschland anbieten? Und wo sind ihre Erfahrungen artikuliert? Was muß sie tun, um als Akademie wahrgenommen zu werden und bestehen zu können?

Die Redaktion fordert dazu auf, die aufgeworfenen Problemen zu diskutieren und Meinungsäußerungen für einen Abdruck in *leibniz intern* zur Verfügung zu stellen. Die Debatte wäre auch auf der Internet-Seite der Sozietät zu führen.

## Interakademisches Symposium zu Aufgaben, Herausforderungen und Perspektiven der deutschen Akademien

(HW) Die Union der deutschen Akademien und die Bayerische Akademie der Wissenschaften waren Veranstalter des 5. Interakademischen Symposiums "Die deutschen Akademien der Wissenschaften: Aufgaben, Herausforderungen, Perspektiven". 280 Vertreter deutscher Wissenschaftsakademien berieten am 12. und 13. Februar 2001 in München über Stellung und Aufgaben der Akademien in der Wissenschaftslandschaft Deutschlands heute.

Für die Leibniz-Sozietät nahmen auf Einladung der Veranstalter ihr Sekretar und Schatzmeister Wolfgang Eichhorn, der Vorsitzende der Klasse Naturwissenschaften, Karl-Heinz Bernhardt, und ihr Mitglied Bernhard vom Brocke, Wissenschaftshistoriker, teil.

Vorgetragen wurde zu folgenden Themen: Rolle einer Akademie der Wissenschaften. Veränderung und Kontinuität (Pieter Drenth, Niederlande), Die deutschen Akademien der Wissenschaften heute - Selbstverständnis, Aufgaben und Aktivitäten (Clemens Zintzen, Vorsitzender der Union der deutschen Akademien), Struktur der deutschen Akademien im europäischen und internationalen Vergleich (Dieter Herrmann, Geschäftsführer der Union), Was

erwarten Gesellschaft und Politik von den Akademien (Wolfgang Frühwald, BBAW), Was erwartet die Wissenschaft von den Akademien? (Winfried Schulze, BADW), Wie können sich die Akademien den künftigen Herausforderungen in den Geisteswissenschaften stellen? (Gotthard Lerchner, Sächsische Akademie der Wissenschaften), Die Antwort der Akademien auf die Herausforderungen in den Technik- und Naturwissenschaften (Franz Pischinger, Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften), Zukunftsimpulse für Akademien aus der Sicht der Naturwissenschaften und der Medizin (Helmut Sies, Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften), Denkbare Akademiemodelle für die Zukunft: kulturwissenschaftliche Grundlagenforschung (Gottfried Seebaß, Heidelberger Akademie der Wissenschaften), Die Frage einer deutschen Nationalakademie (Horst Fuhrmann, BADW).

Den Gruß der Regierung des Freistaates Bayern überbrachte Hans Zehetmair, Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst.

An der Debatte beteiligten sich für die Leibniz-Sozietät Wolfgang Eichhorn und Bernhard vom Brocke.

## Stelldichein der deutschen Wissenschaftsakademien im Freistaat der Bayern Ein Konferenzbericht von Hein Roch

Bayerns Akademie der Wissenschaften im ehrwürdigen Residenzgeviert Münchens beherbergte unlängst ein Symposium von Vertretern der in Deutschland ansässigen Wissenschaftsakademien. Man wollte über Aufgaben, Herausforderungen und Perspektiven beraten. Eingeladen hatten Heinrich Nöth, Präsident der Bayerischen Akademie, und Clemens Zintzen, Präsident der Akademie der Wissenschaften der Literatur, Mainz, und Vorsitzender der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften. Der Einladung waren Vertreter der in Deutschland wirkenden Wissenschaftsakademien, der Universitäten und anderer wissenschaftlicher Einrichtungen, staatlicher Institutionen und der All European Academies (ALLEA) gefolgt. Auf der Teilnehmerliste zählt man immerhin 280 Namen. Auch die Leibniz-Sozietät war erstmals offiziell eingeladen worden. Sie nahm mit drei Vertretern teil.

### I

Der aufmerksame Beobachter – in dem versammelten Kreis kein Insider, wohl aber der akademischen Wissenschaft gewogen – gewann während der Konferenz ein merkwürdig ambivalentes Bild. Der Rückblick aus einigem zeitlichen Abstand erhärtet den Eindruck. Wenn man es wollte, könnte man daraus einen Totalverriß des Symposiums herleiten und dar-

aus wieder konkludieren, daß die Akademien überhaupt vom Tode gezeichnet sind und daß sie das auch verdient haben. Dahin tendierten denn auch die Berichte einiger Medien. Solches kostet wenig Mühe und macht noch weniger Sinn. Der Frage, welche Perspektiven Wissenschaftsakademien aus heutiger Sicht haben, sollte man jedoch etwas ernsthafter nachgehen. Es bedarf da eines Minimums an vergleichender Analyse, und die wissenschaftstheoretischen und wissenschaftsgeschichtlichen Überlegungen sollten auch etwas tiefer greifen. In dieser Hinsicht hat die Konferenz gar nicht wenig Ertrag gebracht.

Die Arbeitsbedingungen und Arbeitsinhalte der Wissenschaftsakademien haben sich im Lauf der Jahrhunderte fundamental verändert. Einst, zu Zeiten der europäischen Aufklärung, waren sie die Träger wissenschaftlicher Forschung und wissenschaftlichen Forscherdrangs. Heute sind sie Institutionen neben den Universitäten, vielen anderen Forschungseinrichtungen und wissenschaftlichen Förderorganisationen. Sie sind – zumindest in Deutschland – weniger bekannt als die meisten dieser anderen Institutionen. Speziell im Hinblick auf naturwissenschaftliche Arbeitsgebiete verfügen sie meist – es gibt Ausnahmen – nur über schwache eigene forschungstechnologische Grundlagen.

Bleibt in dem Differenzierungs- und Abwanderungsprozeß den Wissenschaftsakademien eine sinnvolle Wissenschaftsfunktion? Darüber war nachzudenken. Während der Konferenz wurde mehrfach gesagt, es sei eng geworden für die Akademien. Aber trifft das den Kern? Was sich nämlich bei diesem rasch fortschreitenden und institutionell untermauerten Prozeß als "Rest" herauskristallisiert, ist so wenig nicht: Es ist die Wissenschaft selbst, als Ganzes, in ihren Funktionen als bewegende Kraft der menschlichen Arbeit, der Technik, der Ökonomie, der geistigen Kultur und der Humanität und in all ihren Beziehungen zur gesellschaftlichen Realität der Zeit, in ihrer widerspruchsvollen Gesamtpraxis, ihren destruktiven wie konstruktiven Wirkmöglichkeiten. Das ist nicht wenig. Das ist vor allem in qualitativer Hinsicht enorm viel, und es ist schon deshalb aufregend – nicht nur für den Wissenschaftler –, weil hier hochkomplexe Zusammenhänge und Prozesse in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken, von denen Gedeih und Verderb von Zivilisation und Kultur in immer größerem Umfang abhängen, deren Entwicklungsperspektiven jedoch weitestgehend offen und unübersichtlich sind.

Winfried Schulze, Bayerische Akademie der Wissenschaften und zur Zeit der Konferenz noch Vorsitzender des Wissenschaftsrates, bot einen interessanten Denkansatz. Er sprach von einer **begleitenden kritischen Wissenschaftsforschung**. Sie werde um so wichtiger, je komplizierter die Entwicklung und die Steuerung der Wissenschaft wird, je risikoreicher ihre Entwicklungspotentiale gesehen werden, je komplizierter die Vermittlung der Wissenschaft in die Öffentlichkeit wird. Das wurde von mehreren Diskussionsrednern aufgegriffen, und es sollte in den vielfältigen theoretischen, organisatorischen und praktischen Konsequenzen auch fortan diskutiert und weiter verfolgt werden. Hier werden Aspekte der Wissenschaftsentwicklung – etwa die Interdisziplinarität, der fächer- und institutionenübergreifende Wissens-Dialog, die Sinnfrage wissenschaftlichen Wirkens, die kritische Wertung und die Früherkennung von Wissenschaftstendenzen, die Konsequenzen für Kindergarten und Schule, die Förderung wissenschaftlicher Potentiale – ins Bewußtsein gehoben, deren Vernachlässigung sich heutzutage sehr schnell nachteilig auswirken müßte.

Im allgemeinen war man sich klar, daß hier Dimensionen der Wissenschaft zur Debatte stehen, für die sich die totale Einordnung in die rigiden kapitalistischen Marktmechanismen der Zeit ruinös auswirken müßte. Ökonomie der Zeit bleibt immer ein Erfordernis jeglicher Forschungsarbeit, ob diese kurz-, mittel- oder langfristig angelegt ist. Insofern war die kritische Sicht auf manche konkrete Praxen in den sogenannten Langzeitvorhaben, die ja in der Agenda fast aller deutscher Akademien mit auf vorderen Plätzen rangieren, durchaus berechtigt. Insofern! Ökonomie der Zeit kann aber nicht generell bedeuten, daß Forschungsprojekte nach zwei Jahren ihr Geld wieder einfahren müssen und damit beendet sind. Solche Projektarbeit ist über weite Strecken angebracht, er-

folgreich, innovativ. Aber man sollte sich hüten, auf neoliberalistische Weise alles über diesen Leisten zu schlagen. Wissenschaft bedarf des "langen Atems", wie Hans Zehetmair, Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kultur, bereits eingangs in seinen Begrüßungsworten mit Bezug auf die Akademiearbeit zutreffend vermerkte. Das hätte auf der Konferenz ausgewogener erörtert werden müssen. Auch in Forschungen mit Projektcharakter und kurzen Projektzeiten hängen Forschungserfolge und innovative Ergebnisse bei Lichte besehen davon ab, daß man auf Wissen und multivalente Verfahren zugreifen (und mit entsprechenden Trägerinstituten kooperieren) kann, die in aller Regel Resultate kontinuierlicher Forschung über viele Jahre sind. Zudem wird gerne vergessen, daß es Vorhaben gibt, die beim gegebenen Stand der Wissenschaften und der geschichtlichen Praxis der Menschheit auf Langzeit, wenn nicht gar auf unbefristete Laufzeit angelegt sein müssen. Es gibt sie gerade auf naturwissenschaftlichem und naturwissenschaftlich-technischem Gebiet. Man denke nur an Weltraumprojekte, an die Elementarteilchenforschung oder an geophysikalisch-meteorologische Observatoriumsprogramme etwa zum Erdmagnetismus, zur Seismologie, zur Atmosphärenforschung und zur solarerterrestrischen Physik. Zu bedenken ist schließlich auch, was Gottfried Seebaß, Theologe und ehemals Präsident der Heidelberger Akademie, im Hinblick auf die in mehreren deutschen Akademien betriebenen gesellschaftswissenschaftlichen Langzeitvorhaben ausführte: Sie sollten als kulturwissenschaftliche Grundlagenforschung begriffen werden, die nicht nur für die Kulturgeschichte der Menschheit von unschätzbare Bedeutung ist, sondern auch in ihrem Vollzug erheblich zur Förderung der Wissenschaften beiträgt.

## II

Allerdings hinterließ die Konferenz einige Skepsis in Bezug auf die Frage, inwieweit sich die in Deutschland bestehenden Akademien eignen für die Anliegen einer kritisch-begleitenden Wissenschaftsforschung, wie Schulze sie skizzierte. Er selbst ließ erhebliche Zweifel durchblicken. Vor allem meinte er, daß diese Aufgabenstellung mit dem Regionalprinzip der deutschen Wissenschaftsakademien nicht verträglich sei. Das grenzte an Ketzerei. Denn war damit nicht auch gesagt, daß das sogenannte Prinzip der föderalen Struktur des deutschen Wissenschaftssystems, das innerhalb gewisser Grenzen ganz gewiß nützlich ist und seine Berechtigung hat, jenseits dieser Grenzen fragwürdig wird? Muß erst daran erinnert werden, daß dieses Strukturprinzip der „deutschen Wissenschaftslandschaft“ schon erhalten mußte, um die Liquidierung großer Wissenschaftspotentiale in Ostdeutschland zu rechtfertigen? Und ermöglichte nicht die gedankenlose Handhabung dieses „Prinzips“ die enormen bis zu katastrophalen Folgen reichenden Differenzen auf dem Bildungssektor? Bei größeren Vorhaben und Forschungsnetzen für die Bearbeitung von Frontproblemen der heutigen Wissenschaftsentwicklung – sie sind ja in vielen Fällen bereits

zwischenstaatlich angelegt – wäre es geradezu albern, sich von diesem föderalen Dogma leiten zu lassen. Und wenn die Wissenschaft als Ganzes, in ihren inneren und äußeren Systemzusammenhängen, ihren Vernetzungen mit der technologischen Umgestaltung, der Ökonomie, der Ökologie, der geistigen Kultur des Denkens und Lebens – das Bildungssystem eingeschlossen – in den Blick genommen werden muß und all das noch im globalen Maßstab, dann begibt man sich ebenfalls außerhalb dieser Grenzen.

Daß es in deutschen Akademien kriselt – wo kriselt es heutzutage nicht? –, wurde vor allem sichtbar an dem in der Konferenzdebatte hervortretenden und in fast allen Pressemeldungen breitgetretenen Lamento über die Legitimitätskrise der Akademien und die mangelnde Wahrnehmung, welche die in ihr geleistete Arbeit in der Öffentlichkeit genießt. Nun sollte die Konferenz erörtern, was die Gesellschaft, die Politik, die Öffentlichkeit, die Wissenschaft von den Akademien erwarten. War da nicht schon die Aufgabe rein defensiv formuliert? Vielleicht sollte da die Kritik ansetzen? Selbstredend – das Fragen nach den Erwartungen, die an die Akademien heran getragen werden, war und bleibt eine allemal dringliche Reflexionsarbeit. Nur könnte man sich vorstellen, daß sie eingebettet wird in die wichtigere und die übergreifende Forderung nach der **aktiven Intervention** der akademischen Wissenschaft im Leben. Vor einem guten halben Jahr forderte Bundespräsident Johannes Rau in einer Rede vor der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften die Akademie-wissenschaft(ler) mit Nachdruck auf, sich mit ihren spezifischen Mitteln im öffentlichen Leben und in der Politik **einzumischen**. Das dürfte die adäquatere, auf die aktive, kritische Funktion der Wissenschaft zielende Sichtweise sein. Das hätte man debattieren sollen, aber gerade das war es, was dieser Konferenz über weite Strecken fehlte. Sie war informativ – wenn auch mit argen Lücken – in der historischen Betrachtung, zwiespältig in der Zustandsdiagnose und schwach im Konzeptionellen, in der Frage nach den Perspektiven, welche ja auf der Tagesordnung standen.

Immer wieder wurde in München die Politikberatung als Aufgabe der (akademischen) Wissenschaft heraufbeschworen. Aber muß nicht gerade Politikberatung vor allem Einmischung, also Politik**kritik** sein? Pieter Drenth, Präsident der All European Academies und ehemaliger Präsident der Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences, der das erste Referat der Konferenz bestritt, hatte gleich zu Beginn seines Vortrags betont, daß akademische Gelehrten-gesellschaften vielen anderen Institutionen gegenüber u. a. einen großen Vorzug haben: Sie sind selbständig und unabhängig. Das klang auch im Verlauf des Symposiums hin und wieder an. Aber dieser Vorzug muß auch umgesetzt werden in politikritisches wissenschaftliches Urteilen. Klugen Politikern ist das klar. Bei den anderen, die meinen, sie hätten alles im Griff, hat Politikberatung, die nicht Politikkritik ist oder als Politikkritik erfolgt, ohnehin kaum Chance, wahrge-

nommen oder gar Ernst genommen zu werden. Auf entsprechende Erfahrungen konnten in der Diskussion beispielsweise die Leopoldina in puncto BSE-Gefahr und die Leibniz-Sozietät in puncto Orthographie-reform verweisen. In beiden Fällen war wissenschaftlich begründet und rechtzeitig auf inzwischen geradezu ruchbar gewordene Probleme hingewiesen und gewarnt worden, und in beiden Fällen war die Reaktion der "Öffentlichkeit" und der Verantwortlichen = Null.

Franz Pischinger, Nordrhein-Westfälische Akademie und Geschäftsführender Gesellschafter der FEV Motorentechnik GmbH Aachen, wurde bestimmter und schärfer. Er ging auf die sich immer klarer abzeichnende Notwendigkeit ein, das Wissen aus Natur-, technischen, medizinischen und Geisteswissenschaften zusammenzuführen, sie aktiv in das Finden richtiger Entscheidungen der sich entwickelnden Wissensgesellschaft einzubinden. Es war beeindruckend, diese Orientierung auf das Ganze der Wissenschaften, auf das Fach- und Institutionenübergreifende bis hin zur Ethik, auf die umgreifenden, kulturellen Dimensionen der Praxisbeziehung der Wissenschaft von dem erfahrenen und ausgewiesenen Technikwissenschaftler präsentiert zu bekommen. Pischinger kam in eben diesem Zusammenhang auf eine unzweideutige Aussage: Die heutige zivile Gesellschaft versteht leider nichts von Wissenschaft und Philosophie. Das ist ein hartes Urteil, das vielleicht etwas differenzierter formuliert werden könnte. Aber wahr und gerecht ist es dennoch. Man könnte ja auch noch weitergehen und darauf verweisen, wie sehr diese sich als zivil definierende Gesellschaft – auch das ist wieder differenziert zu sehen – über Jahre die wissenschaftliche und kulturelle Bildung mit den allseits bekannten Folgen vernachlässigte und was für ausgedehnte Spielwiesen sie für eine "Öffentlichkeit" und für Medien bietet, die sich darin gefallen, Wissenschaft, Technik, die wissenschaftliche Kultur zu verteufeln und dem Publikum allerlei parapsychologischen, astrologischen und esoterischen Unsinn zu präsentieren.

All das ruft geradezu nach aktiver, kritischer, zupackender Wissenschaft, die sich zugleich als Kultur des Denkens und als Form kämpferischer und der Humanität verpflichtender Aufklärung begreift. Aber gerade da blieb das Symposium weit hinter dem zurück, was angebracht gewesen wäre. Man gab sich nicht einmal widerborstig, sondern zerknirscht, und man betrieb – so Heinrich Nöth – "Selbsterfleischung statt Wegefingung".

### III

Einen seltsamen Nachgeschmack hinterließ die Debatte um die Nationalakademie. Nöth hatte das Thema in seinen Begrüßungsworten als "heißes Eisen" in den Raum gestellt. Er hätte ebenso gut, vielleicht sogar treffender, von einem "hölzernen Eisen" sprechen können. Zwar war man mehrheitlich, wenn auch nicht einstimmig, der Ansicht, daß die deutschen Akademien und die deutschen Wissenschaftsinstitutionen überhaupt in ihren Beziehungen

zur international scientific community (auch) einer nationalen Repräsentanz bedürfen. Nur, wie soll diese aussehen? Soll sie durch eine der Akademien wahrgenommen werden? Das ist in Deutschland nach allem, was in den letzten anderthalb Jahrzehnten geschah, nicht (mehr) vorstellbar. Heute wacht jede der deutschen Länderakademien eifrig darüber, daß es keine der anderen wird. So sind nun einmal die bundesländisch dominierten Befindlichkeiten untereinander. Und also hat Deutschland keine Wissenschaftsakademie gesamtnationalen Charakters oder Auftrags. Das ist in der Welt einmalig, wie Dieter Herrmann, Geschäftsführer der Union der deutschen Akademien, an Hand einer sehr informativen und aufschlußreichen vergleichenden Betrachtung der etwa 1200 Wissenschaftsakademien und Gelehrtenesellschaften in der Welt zeigte. Es fielen auch harte Worte. So bei Wolfgang Frühwald, Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie und Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung, der mit fast drohendem Unterton erklärte, eine nationale Repräsentanz der deutschen Wissenschaft müsse kommen, womit er zweifellos Recht hat, und wenn die Akademien nicht mit machten, dann ohne sie, und damit hat er auch Recht.

Dieter Simon hatte als Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie einen Vorstoß gewagt und die Entwicklung der BBAW zur Nationalakademie in Aussicht gestellt. Einstens war dies eine Lieblingsidee, die der damalige Berliner Wissenschaftssenator Manfred Erhardt (CDU) just zu der Zeit verfolgte, da er gerade damit beschäftigt war, in rücksichtslosem Vollzug blinder Machtpolitik die Akademie der Wissenschaften der DDR zu zerschlagen, und sich anmaßte, einigen hundert in- und ausländischen Wissenschaftlern die Akademiemitgliedschaft zu entziehen. Das war bezeichnenderweise von einigen der anderen deutschen Akademien, durchaus nicht von allen, "billigend in Kauf genommen" worden, aber doch gerade nicht zugunsten des Vorhabens Nationalakademie. Erwartungsgemäß lief Simon ins Leere. Zintzen argwöhnte, ein listenreicher Odysseus wolle ein monströses Holzpferd vor den Mainzer Mauern aufstellen. Die Leopoldina, die Simon in sein chancenloses Vorhaben einbinden wollte und sie dieserhalb umwarb, lehnte ab, weil ihr, wie ihr Präsident Benno Parthier in einem Beitrag zum Münchener Symposium andeutete, der Hauptstadtpatriotismus – heute wie früher – wider den Strich ging. Schließlich ist sie eine weltweit ausgerichtete naturwissenschaftliche Gelehrtensozietät, und außerdem dürfte ihr der Ernst der kontrollierbaren Sacharbeit, die zu leisten gewesen wäre, nicht gelegen haben. Für München war Simon ein Referat zu diesem Thema angeboten worden; er hatte abgelehnt und war zum Symposium gar nicht gekommen.

Das war bedauerlich, ging doch dadurch der Konferenz ein Erlebnis verloren. Denn Staatsminister Zehetmair hatte gleich zu Beginn die Idee der Nationalakademie mit einem absolut entwaffnenden Argument zurückgewiesen, das auch Simon hätte nicht widerlegen können: *Wir in Bayern wollen das nicht.*

Weshalb sollten sie es auch wollen? Auf einem Tisch im Konferenz-Vorraum waren ein paar hübsch gemachte Flyer ausgelegt. Darin stellte die Bayernakademie ihr Leibniz-Rechenzentrum als "Supercomputing Center", Hochschulrechenzentrum und Kompetenzzentrum für Datenkommunikationsnetze vor; in dem Zentrum war vor kurzem mit dem Hitachi SR8000-F1 der zur Zeit leistungsfähigste zivil eingesetzte Rechner der Welt (Spitzenrechenleistung von 1,34 Tflap/s) installiert worden. Das erfuhr man so am Rande des Symposions, weitab von dessen Tagesordnung. Schade, denn da bot sich ein seltsamer Kontrast zu dem Jammern über die Enge des möglichen Wirkungsraums von Akademiewissenschaft. Hier hätte man doch – zumindest an einem handfesten Beispiel – dartun können, wie es gehen kann und gehen sollte. Allerdings wäre man damit nun wieder in die Nähe einer Empfehlung für eine Akademie mit erheblichem Anteil an bedeutenden Forschungseinrichtungen gekommen, und danach stand wenigen der Sinn (siehe weiter unten). Jedenfalls haben sich die Bayerische Landesregierung mittels ihrer Akademie und diese mittels ihrer Landesregierung mit dem Leibniz-Rechenzentrum eine in Deutschland einmalige intellektuelle Machtposition geschaffen, mit der die künftige Entwicklung der high-tech-Gesellschaft entscheidend mit geprägt werden kann.

Nicht nur in Bayern. Das versteht sich, und das läßt nun wieder – sobald man etwas über den heutigen Tag hinaus denkt, was die Bayerische Regierung vermutlich getan hat – den dringenden Verdacht aufkommen, daß Zehetmairs Berufung auf die föderale Struktur kontra Nationalakademie doppelbödig sein könnte. Wie dem auch sei – dem Berliner kam das Weinen. Denn wenn er die Berliner Lage und das Talent der Berliner Administration, ihr zugefallene Wissenschaftspotentiale zu zerschlagen oder zu vernachlässigen, gegen manche Aktivitäten der Bayern hält, dann muß er sich fragen – auch wenn er die tatsächlich vorhandenen high-lights der Wissenschaft im Südosten Berlins zu schätzen weiß –, ob er in derselben Bundesrepublik lebt, mit den Bayern zusammen, oder in einer ganz anderen.

#### IV

Bleibt immer noch der Problemstau nationale Repräsentanz, zu verwirklichen in einer Institution, die für die Wissenschaft und ihre Entwicklungsprobleme in Deutschland überhaupt spricht und die dafür erforderliche Kompetenzfülle und Einflußkraft hat.

Käme dafür die Union von sieben deutschen Landesakademien in Frage? Kaum, denn dann müßte sie entschieden mehr repräsentieren als die bloße Summe jener bereits benannten exklusiven Länderbefindlichkeiten. Aber sie ist ja nicht einmal die Union aller in Deutschland agierenden Akademien und akademieähnlichen Gelehrtenesellschaften. Man fragt sich beispielsweise und ganz unabhängig von der nationalen Repräsentanz, was eigentlich – von jenen Sonderinteressen abgesehen – dagegen spricht, daß auch die Leopoldina in dem Rat einen Platz erhält

und diesen auch wahrnimmt. Gleiches fragt sich im Hinblick auf eine weitere Akademie, die Leibniz-Sozietät, die ein großes Potential an Natur- und Technikwissenschaftlern, an Montanwissenschaftlern, an Medizin-, Sozial- und Geisteswissenschaftlern vereint. Sie hat vielleicht von allen Akademien die größten und längsten Erfahrungen in der interdisziplinären Arbeit, und sie würde sich möglicherweise als höchst agile Schar erweisen im Sinne dessen, was in der akademischen Arbeit erforderlich ist. Im Kosten-Nutzen-Verhältnis kann sich ohnehin keine andere der in Deutschland existierenden Akademien mit der Leibniz-Sozietät messen, denn diese erhält keinerlei Zuwendung, weder von Bund noch von irgendeinem Land, was, gelinde gesagt, eine Schande für alle "Zuwendungsträger" ist. Bernhard vom Brocke, Kassel, Mitglied der Leibniz-Sozietät, machte auf die Existenz dieser Akademie und auf die Rechtmäßigkeit ihres Anspruchs aufmerksam, und Wolfgang Eichhorn, ebenfalls Mitglied der Leibniz-Sozietät, forderte mit Blick auf Herkunft, Entwicklung und Aktivität der Leibniz-Sozietät kategorisch, daß sie endlich wieder als Akademie akzeptiert wird.

Zurück zur nationalen Repräsentanz. Käme dafür der Wissenschaftsrat in Frage? Auch darüber würde die Diskussion nur lohnen, wenn dieser Rat das Interesse der Wissenschaft, darunter der in den Akademien zu leistenden wissenschaftlichen Arbeit, formulierte und mit hinlänglicher Kompetenz geltend machen würde und nicht so sehr das Interesse staatlicher Stellen und Bürokratien. Auch da sind also erhebliche Zweifel angesagt.

Nun wurde auf dem Symposium von einigen Rednern – nachdrücklich vor allem von Winfried Schulze und von Wolfgang Frühwald – eine modifizierte Rats-Idee favorisiert, die große Aufmerksamkeit verdient. Die Empfehlung ging dahin, eine Version des US-amerikanischen Modells des National Research Council ins Auge zu fassen. Allerdings ist die Lage in den USA in vieler Hinsicht anders als in Deutschland. Beispielsweise kann sich der nationale Forschungsrat der USA auf die National Academy of Sciences stützen. Dennoch ist zu hoffen, daß da ein weiterwirkender Anstoß gegeben war, um über einen hoch angesiedelten Forschungsrat nachzudenken, der große wissenschaftsstrategische und wissenschaftspolitische Kompetenz zu vereinen hätte, ausreichend genug, um Probleme und Perspektiven der Wissenschaftsentwicklung kritisch und begründet einzuschätzen und unsachgemäßen Einflußnahmen des Parteienfilzes, der politischen und wirtschaftlichen Lobby (zumaß auf föderaler Ebene) zu begegnen. Dabei könnten übrigens Erfahrungen ausgewertet werden, die in der Vergangenheit – leider nur hinsichtlich der mathematisch-naturwissenschaftlichen und medizinischen Wissenschaft – in einem Teil Deutschlands gemacht wurden.

Schließlich wurde ein Ratschlag vorgebracht, der überhaupt nicht in diese Konferenz-Landschaft paßte, für die sie aber gerade deshalb sehr bereichernd war und von dem man ebenfalls wünschen würde, daß er in die weitere Erörterung eingeht. Der Präsident der All European Academies Pieter Drenth hatte bereits am Anfang der Konferenz darauf verwiesen, daß es viele Akademien gibt, vor allem in Mittel- und Osteuropa, in denen unter den Auspizien der Akademien hochwertige Forschung betrieben wird. Und nun empfahl vom Brocke, die Erfahrungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften bzw. der Akademie der Wissenschaften der DDR endlich auf vernünftiger Basis auszuwerten. Wenngleich an dieser Akademieentwicklung so manches kritikwürdig gewesen sei, habe sie doch in vielem – vor allem im Hinblick auf die Vereinigung von mathematisch-naturwissenschaftlichen, technischen, medizinischen, sozial- und geisteswissenschaftlichen Potentialen, im Hinblick auf die Verbindung mit der Industrie und mit anderen wissenschaftlichen Institutionen, im Hinblick auf die öffentliche Anerkennung und Breitenwirkung und manches mehr – gerade dem weitgehend entsprochen, was in der Konferenz als wünschenswert hervortrat.

Das konnte nicht unwidersprochen bleiben. So wurde das Angstgefühl vor einer so großen, auch Forschungsinstitute umfassenden Gelehrten-gesellschaft ins Feld geführt. Diese Akademie – wie andere Akademien in östlichen Ländern auch – sei nach "stalinistischen Prinzipien" gemacht worden, womit allerdings ein seltsames Licht geworfen wurde auf Leibniz und auf Peter den Großen und auf die Zusammenarbeit dieser beiden, auf Harnack und auf viele andere, die an eine Akademie mit Forschungseinrichtungen dachten. Schließlich wurde sogar die Lyssenko-Affäre vorgebracht, als ob diese auch nur entfernt mit dem anstehenden Problem zu tun hatte und als ob damals nicht gerade in der Deutschen Akademie der Wissenschaften die naturwissenschaftlich begründete Zurückweisung der Irrlehren Lyssenkos erfolgt wäre.

Kurz, die Einwände waren nicht ernst zu nehmen, und sie sollten auch von denjenigen, die sie vorgebracht, möglichst bald wieder vergessen werden. Sie hatten aber auch ein Gutes: Sie ließen erkennen, daß dem Denken des Möglichen mehr Raum gegeben werden muß. So konnte man zu guter Letzt doch zu der begründeten Hoffnung kommen, daß das, was gut ist, die Tendenz zur Wiederkehr in sich trägt, sicher ganz anders als im überholten DDR-Gewand, Wiederkehr als korrigierte und korrigierende Idee, die ein inzwischen errichtetes Tabu umstürzt. So vermittelte die Konferenz gerade beim Blick über den momentanen deutschen Tellerrand für jeden, der denköffen war, die Einsicht in die Vielfalt legitimer Ansätze einer modernen Akademiewirklichkeit. Hier liegt auch in Deutschland ein weites Feld, auch wenn das gegenwärtige deutsche System offenkundig nicht der Nabel der Welt ist.

## Relikte aus einer anderen Welt. Pressestimmen zur Münchener Akademientagung

(Herbert Wöltge). Die deutsche Wissenschaft mag ihre Akademien nicht. Diesen Eindruck gewinnt man, wenn man liest, wie die Münchener Tagung von großen bundesdeutschen Zeitungen reflektiert wird. Ihre Daseinsform in einer sich ungestüm an ihr vorbei entwickelnden Wissenschaftslandschaft ist, so scheint es, die eines Auslaufmodells mit befristeter Duldung. Das zumindest ist das Bild, das die Medien der Öffentlichkeit anbieten.

„**DIE ZEIT**“, die bundesweite Hamburger Wochenzeitung, gibt den groben Ton vor. Ihr Autor Ulf von Rauchhaupt meint (Nr. 09 vom 22. Februar): „Die deutschen Akademien der Wissenschaften sind in ihrem jetzigen Zustand zu nichts zu gebrauchen.“ Seine Diagnose lautet: „Erstarrung, Überalterung, Bedeutungsverfall.“ Zur Begründung führt der Autor u.a. aus:

.... Die öffentlich-rechtlich verfassten Gelehrtenvereinigungen, die ihre ehrenamtlichen Mitglieder auf Lebenszeit berufen und sich zu regelmäßigen Sitzungen in ihren oft prachtvollen historischen Gebäuden treffen, werden heute so wenig wahrgenommen wie die Forschung, die sie betreiben. Der Altersdurchschnitt der Mitglieder liegt jenseits der 60, und auf 300 Männer kommen gerade sieben Frauen. Selbst in den Augen vieler Mitglieder sind die einst ehrwürdigen Sozietäten kaum mehr als akademische Traditionsvereine: staatlich alimentierte Treffs für verdiente Professoren, die sich gegenseitig Vorträge halten und ansonsten in gebührendem Abstand von der rauen akademischen Wirklichkeit vor sich hin altern. Um sie herum ändern sich Welt und Wissenschaft - und sie beginnen sich zu fragen, wozu sie eigentlich noch Akademien brauchen.“ Der Autor zitiert abschließend Nobelpreisträger Rudolf Mössbauer, der annimmt: „Die Akademien werden endgültig in der Bedeutungslosigkeit versinken“.

### „Nobelstes Kulturerbe“ - nicht mehr zeitgemäß

Das Gefühl der Überflüssigkeit von Akademien teilt **DIE ZEIT** mit Lilo Berg (in der **Berliner Zeitung** vom 14. Februar). Sie zitiert eingangs Wolfgang Frühwald: „Die deutschen Akademien der Wissenschaften befinden sich in einer tiefen Legitimationskrise – sie haben das aber selbst noch nicht gemerkt.“ Sie konstatiert, daß die Akademien schon seit langem nicht mehr so recht ernst genommen werden. „Aus den ehemals stolzen Hochburgen der Wissenschaft, von denen etliche auf eine mehrhundertjährige Tradition zurückblicken, sind überalterte Institutionen geworden, in denen Frauen kaum vorkommen und die meist isoliert vor sich hin arbeiten. Ihre gravierendste Schwäche aber ist: Sie haben in der von Universitäten und außeruniversitären Einrichtungen bestimmten Wissenschaftsszene von heute kaum noch eine Funktion.“

Die **Süddeutsche Zeitung** vom 16. Februar sieht das ähnlich und meint, die altherwürdigen Gelehrten-

sellschaften wüßten nicht so recht, wohin mit sich im 21. Jahrhundert. Und das **Hamburger Abendblatt** (vom 27. Februar) zitiert die Staatsrätin der Behörde für Wissenschaft und Forschung in Hamburg, Marlis Dürkop: „Das Modell der Gelehrtenvereinigungen ist nicht mehr zeitgemäß.“

Die **FAZ** (vom 16. Februar) schildert die Akademien als „nobelstes Kulturerbe aus der Epoche der Aufklärung“, die einstmals „Pflanzstätte moderner Wissenschaft“ gewesen seien und charakterisiert das Umfeld, in das die Akademien heute eingebettet sind: „Längst sind die Akademien nur mehr ein Mosaiksteinchen im vielfältigen Netzwerk außeruniversitärer Forschung. Zwischen Max-Planck-, Fraunhofer- und Leibniz-Gesellschaft, Deutscher Forschungsgemeinschaft und Großforschungseinrichtungen nehmen sie sich aus wie Relikte aus einer anderen Welt.“

Bevorzugtes Beweisobjekt sind die sogenannten Langzeitprojekte. Dazu Uwe Schlicht (im **Tagesspiegel** vom 15. Februar), um Sachlichkeit bemüht: „Ohne Zweifel: Akademien pflegen Langzeitvorhaben – 168 an der Zahl – und bewahren damit zugleich das europäische Kulturerbe. ... Aber es gibt berechtigte Einwände gegen die traditionelle Akademiearbeit.“ Die Zeitung hebt die Meinung von Wolfgang Frühwald und Winfried Schulze hervor: „Frühwald ließ es sich nicht nehmen, bei aller Wertschätzung für die Kulturleistung der Langzeitvorhaben deren unbegrenzte Dauer von über 100 Jahren anzuprangern. ... Nach einer Wissenschaftlergeneration müsse jedes Projekt auf den Prüfstand, 30 Jahre reichen für ein Langzeitprojekt aus.“ Winfried Schulze wird hier (und auch in anderen Beiträgen) mit der mürrischen Bemerkung zitiert: „Meine Generation, die Mitte der 60er Jahre in die Wissenschaft kam, hatte keine Chance, Langzeitvorhaben zu gründen.“

Ausgewogener kommentiert Martin Urban in der **Süddeutschen Zeitung** (vom 27. Februar): „Es ist zwar gut, daß es Institutionen gibt, die ein Langzeitgedächtnis haben und sich mit Fragen befassen, die zu beantworten ein Menschenleben nicht ausreicht. Aber man muß von Zeit zu Zeit schauen müssen, ob diese Fragen immer noch beantwortenswert sind. Es darf nicht sein, daß eine Akademie immer noch Probleme des 19. Jahrhunderts studiert, und sich gleichzeitig den Fragen des 21. Jahrhunderts verweigert.“

Das **Hamburger Abendblatt** hält sich dagegen weniger zurück: „Das gängige Akademie-Postulat der ‚generationenübergreifenden Kulturerhaltung‘ hat mittlerweile etwas Selbsterstörerisches.“ Winfried Schulze: „Teilweise laufen noch Projekte, die vier Generationen vor uns für wichtig gehalten haben. ... Doch die Interessen des 19. Jahrhunderts sind nicht unweigerlich auch die des 21.“

### „Verglühen“ in der Warteschleife

**DIE ZEIT** meint zu den Langzeitvorhaben: „Einige der noch zu Kaisers Zeiten projektierten Vorhaben nehmen sich unter dem Gesichtspunkt modernen Projektmanagement geradezu absurd aus. ... Tatsächlich sind kulturwissenschaftliche Langzeitprojekte das Einzige, was den Akademien zur Begründung ihrer Existenz geblieben ist.“

Besonders einfühlsame Worte findet Christopher Schmidt (in der **Süddeutschen Zeitung** vom 16. Februar) bei der Klage über die Dauer der Langzeitvorhaben: „Noch heute ist der Stapel im 19. Jahrhundert abgeseigneter Projekte nicht abgearbeitet; indessen verglühn ganze Generationen von Wissenschaftlern in der Warteschleife - ein Dinosaurier-Friedhof, den es umzugraben gilt?“

Abgesehen von dem vielleicht jähren Erinnern vieler unserer Leser an eigene Erfahrungen mit dem „Verglühn“ in der „Warteschleife“ - mit „Umgraben“ ist offenbar die Umverteilung der Mittel gemeint, die für das Akademienprogramm und die Grundversorgung der Akademien von Bund und Ländern gewährt werden. Die Beweisführung dazu gräbt an der pekuniären Wurzel. Der **Tagesspiegel** zitiert Frühwald: mit seiner bereits aus der Berliner Zeitung bekannten Äußerung zur Legitimationskrise der Akademien und merkt an (immer noch Frühwald): „Das ist tödlich“. Immerhin, so die Zeitung weiter, „haben sie eine jährliche Summe von 200 Millionen Mark zur Verfügung. Was machen sie mit dem Geld?“ Die **Berliner Zeitung** stellt in dieser Sache fest: „Weitاً stärker als früher müssen sie (die Akademien) sich heute für die öffentlichen Mittel rechtfertigen, die ihnen zufließen.“ Und die **Süddeutsche Zeitung** führt die Institution des Steuerzahlers ins Feld, der die Mittel aufzubringen hat, von deren Verwendung aber wenig erfährt. Dazu paßt auch, daß die **FAZ** (vom 16. Februar) auf „die scharfe Konkurrenz zwischen öffentlicher und kommerzieller Forschung“ aufmerksam macht, die in die Wissenschaft selbst eingreife.

Den Ausweg sehen die Berichterstatter in Anknüpfung an die Vorstellungen von Schulze und Frühwald in Bereichen außerhalb der traditionellen Akademiearbeit. Deren Konzept wird vor allem durch zwei Stichworte gekennzeichnet: Politikberatung und Nationaler Forschungsrat.

Der **Tagesspiegel** (15. Februar, ähnlich auch **FAZ** und **Süddeutsche Zeitung**) beschreibt die Lage so:

### **Wissenschaftsminister Zehetmair: Nationalakademie nicht mit föderaler Struktur vereinbar**

(Pressemitteilung des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst vom 12. 02.01)

Gegen eine Deutsche Nationalakademie hat sich Wissenschaftsminister Hans Zehetmair auf dem Symposium der deutschen Akademien der Wissenschaften am Montag in München ausgesprochen. „Die in den Ländern historisch gewachsene Akademielandschaft darf nicht durch eine zentrale Bundes-

„In der Politikberatung spielen sie (die Akademien) in Deutschland ganz im Gegensatz zum Ausland so gut wie keine Rolle – von einigen Tagungen zu aktuellen Fragen abgesehen. Winfried Schulze forderte die Akademien auf, gerade weil sie erfahrene ältere Wissenschaftler aus einer Vielzahl von Disziplinen vereinen, bereits heute eine begleitende Wissenschaftskritik zu leisten und den Versuch zu wagen, wichtige Themen, die in zehn oder 15 Jahren aktuell werden können, rechtzeitig zu erkennen. ... Für die Politikberatung wies Winfried Schulze zusammen mit Wolfgang Frühwald einen ganz anderen Weg: Abschied zu nehmen von dem Gedanken einer nationalen deutschen Akademie und statt dessen einen Forschungsrat nach amerikanischem Vorbild in Leben zu rufen.“

#### **Vorlauter Aktivismus**

Die **FAZ** (16. Februar) unterstreicht, Frühwald fordere „endlich eine koordinierte deutsche Vertretung in den internationalen Wissenschaftsorganen und erinnerte an die dreißig Milliarden Euro Fördermittel aus Brüssel.“

Die **Süddeutsche Zeitung** (27. Februar) zitiert zusätzlich Hubert Markl, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft: „Wir brauchen eine organisierte Stimme der Wissenschaft in Deutschland“.

Der Vorsitzende der Union der deutschen Akademien, Clemens Zintzen, hat in einer Zuschrift in der **ZEIT** (abgedruckt in Nr. 12 vom 15. März) die Vorwürfe des Hamburger Blattes als ungerechtfertigt zurückgewiesen. Allerdings, so hörte man, hätte **DIE ZEIT**-Redaktion seinen Text vor Abdruck weitgehend „entschärft“: Sein Beitrag wäre „zu polemisch“ gewesen.

Zum Thema Politikberatung meint Zintzen: „Eine solche Forderung ist dringlich, richtet sich aber an die Wissenschaft insgesamt, und es ist klar, dass auch die Akademien sich in ihrem Rahmen dem nicht entziehen sollten. Das Münchener Symposium hat Anstöße gegeben, diesen Gedanken weiter zu verfolgen, und er stößt auch auf politischer Seite auf Sympathien. Die Gesamtheit der Akademien wie die gesamte Wissenschaft der Bundesrepublik sind hier gefragt. Weder „institutionelle Trägheit“ noch vorlauter Aktivismus sind geeignet, die richtigen Wege zu finden.“

(Die Presseübersicht entstand mit freundlicher Unterstützung der Pressestelle der Bayerischen Akademie der Wissenschaften)

akademie geschwächt werden“, so der Minister. Die Einrichtung einer Nationalakademie würde dem Bund dauerhaft massiven Einfluß auf dem Gebiet der Wissenschaft und Forschung gewähren, einem Gebiet, für das nach dem Grundgesetz die Länder zuständig seien. Ausdrücklich begrüßte Zehetmair das Vorhaben der Akademien, verstärkt ihr Forschungspotential und ihren wissenschaftliche Sachverstand in die Gestaltung gesellschaftlicher und politischer



Prozesse einzubringen. Die Stärke der Akademien liege in langfristigen Projekten, in der interdisziplinären Ausrichtung der Arbeit und in geisteswissenschaftlichen Forschungsvorhaben. Mit diesem

Potenzial seien die wissenschaftlichen Akademien dazu prädestiniert, Verantwortung für die künftige Gestaltung Deutschlands und Europas zu übernehmen.

## Was erwartet die Wissenschaft von den Akademien? Von Winfried Schulze

(Aus dem Vortrag auf dem Symposium der Union der Akademien am 12.2. in München)

*Der Vortragende weist eingangs auf einige strukturelle und funktionelle Veränderungen der Institutionen der Wissenschaft in Deutschland seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts hin, die er mit einem Bedeutungsverlust der Akademien und mit dem Verlust tradierter Vorstellungen von Wissenschaft einhergehen sieht. Es werde deutlich,*

"dass die deutschen Akademien auf Grund ihrer personellen Zusammensetzung, ihrer Ausstattung und ihrem Selbstverständnis in der Gegenwart nicht mehr der Ort sind, an dem in diesem Sinne moderne Wissenschaft betrieben wird.

... Aus all diesen Beobachtungen zum Stand der Entwicklung von Wissenschaft ergibt sich die Frage, wie in dieser Situation von Wissenschaft und den sich daraus ergebenden Erfordernissen das unbestreitbare Potenzial der Akademien genutzt werden kann, um die offensichtliche Entwicklung von Wissenschaft in diese Richtung zu begleiten. Hier scheint mir eine Aufgabe zu erwachsen, die ich zusammenfassend eine **begleitende kritische Wissenschaftsforschung** nennen möchte, die unter **historischen und systematischen Aspekten** betrieben werden sollte. Ihre Funktion scheint mir um so wichtiger, je komplizierter die Entwicklung von Wissenschaft sich gestaltet, je unübersichtlicher ihre Steuerung wird, je risikoreicher ihr Entwicklungspotenzial gesehen wird, je komplizierter ihre Vermittlung in die Öffentlichkeit wird, und schließlich - je stärker abhängig Wissenschaftsgesellschaften von der gelingenden Wissensproduktion werden. Angesichts dieser neuen unbestreitbaren Herausforderungen scheint mir eine Intensivierung aller jener Kompetenzen notwendig zu sein, die die Binnenprobleme der Wissenschaft für Politik und Gesellschaft aufbereiten.

Diese begleitende kritische Wissenschaftsforschung der Akademien sollte sich z.B. folgenden Fragen widmen:

- der Geschichte von disziplinärer Differenzierung und transdisziplinärer Neugruppierung von Wissenschaften
- dem Verhältnis von Wissenschaft und Politik
- dem Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit
- den Entwicklungsmöglichkeiten und Priorisierungen von Forschungsgebieten
- dem Aufzeigen nationaler und europäischer wissenschaftlicher Potenziale
- den Fragen der Ethik der Wissenschaften
- dem Dialog von Natur- und Kulturwissenschaften

Eine solche Aufgabenstellung, deren Kern übrigens keineswegs neu in der neueren Akademiediskussion ist, würde den Kompetenzen, den spezifischen Arbeitsformen und - zumindest teilweise - den Traditionen von Akademien am ehesten entsprechen. Dabei könnten insbesondere die i. a. langen professionellen Erfahrungen der Akademiemitglieder genutzt werden. Sie würde zudem den klassischen Aufgabenstellungen der Betreuung von kulturwissenschaftlichen Langzeitprojekten nicht entgegenstehen. Auch die den Akademien eigenen Arbeitsformen der getrennten oder gemeinsamen Klassensitzungen und der zeitweisen Einrichtung von Kommissionen oder Arbeitsgruppen würden der Behandlung dieser Fragestellungen entgegen kommen. Dabei könnte das in den Akademien versammelte Potenzial erfahrener Wissenschaftler, die i. a. nicht mehr in aktuellen Interessenkonstellationen befangen sind, besonders ertragreich genutzt werden.

Andererseits wird man aber zugleich feststellen müssen, dass die bisherige Organisation der Akademien und ihrer Arbeit nicht alle Vorbedingungen für eine solche Leistung erbringt. Unübersehbar ist, dass die letztlich bestimmende regionale Organisations- und Berufungsform der angemessenen Behandlung solcher Fragen im Wege steht, die zumindest auf nationaler Ebene behandelt werden müssen, wenn nicht gar auf einer europäischen Ebene. Das bedeutet nach meiner Auffassung, dass man sich darüber Gedanken machen muss, wie das Potenzial der sieben Regionalakademien und der Leopoldina in neuer Form genutzt werden kann, um in dem oben skizzierten Sinne wirken zu können.

Für diese Aufgabe scheint mir ein Rückgriff auf das Modell des nordamerikanischen National Research Council (NRC) hilfreich zu sein, also einer vergleichsweise schlanken Agentur, die nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg geschaffen wurde, um das Potenzial der Wissenschaften der Nation in einer kritischen Phase zur Verfügung zu stellen. Ihre Aufgabe besteht vor allem darin, das in den Akademien, aber auch im weiteren Wissenschaftsraum versammelte wissenschaftliche Potenzial auf Anfragen aus dem politischen Raum hin in zeitlich befristeten Arbeitsgruppen zu organisieren.

... Für unseren Zusammenhang könnte dies bedeuten, dass diese Agentur auf Anforderung der Parlamente des Bundes und der Länder oder anderer Einrichtungen wie Stiftungen, Verbände etc. Arbeitsgruppen einrichten könnte, die konkrete Begutachtungsaufträge in begrenzter Zeit erfüllen würden. Dafür gibt die Arbeit des NRC eine Fülle beeindruckender Beispiele.

Der Vorteil eines solchen Aufgabenspektrums läge darin, dass auf der einen Seite den Akademien eine strategische Aufgabe zugewiesen würde und sie damit eine für das Gesamtsystem mittelfristig unverzichtbare Funktion erfüllen könnten, die ihre weitere Existenz auch in einem sich rasch verändernden System von Wissenschaft inhaltlich überzeugend sichern würde. Auf der anderen Seite erhielte unser gesamtes Wissenschaftssystem eine handlungsfähige Organisationseinheit, die in der Lage wäre, das enorme Beratungspotenzial der Wissenschaft bedarfsgerecht zu organisieren. Dies wäre nicht zuletzt ein Beitrag zu einer wünschenswerten Reduzierung des aufgeblähten und unüberschaubaren Beiratswesens der verschiedenen Ministerien. Schließlich entstünde ein klar definierter Rahmen für das, was euphemistisch, aber selten zutreffend als Politikberatung bezeichnet wird. Insgesamt könnte so ein

effizientes Beratungssystem entstehen, das die Gehäuse der historisch gewachsenen Akademien inhaltlich neu füllen könnte. Nicht zuletzt könnten damit auch jene Funktionen erfüllt werden, die dem immer wieder diskutierten Projekt einer deutschen nationalen Akademie angetragen werden, dessen Realisierung im traditionellen Rahmen wenig sinnvoll erscheint.

Schließlich wäre damit auch die Anschlussfähigkeit des deutschen Systems zu einem schon diskutierten europäischen Beratungssystem der Akademien erreichbar. Zur Zeit laufen sowohl auf der Ebene der Royal Society als auch der Academia Europaea Überlegungen zur Einbeziehung der Akademien in die Beratung der europäischen Forschungspolitik, die eine Beschleunigung deutscher Überlegungen zumindestens nahe legen, wenn nicht dringend erforderlich machen.“

## Aufgaben einer Akademie — heute. Eine Klarstellung. Von Clemens Zintzen

(Auszug)

...Die Akademien der Wissenschaften haben Probleme, ihre Arbeit der Öffentlichkeit mitzuteilen und entsprechende Anerkennung zu finden.

... In den Akademien vereinen sich heute zwei Aspekte: sie sind einerseits ihrem Herkommen nach „Gelehrte Gesellschaften“, auf der anderen Seite organisieren sie wissenschaftliche Arbeiten, die schwerpunktmässig innerhalb der Geisteswissenschaften Grundlagenforschung darstellen, weil deren Ergebnisse wieder die Basis für weitere Forschungen bilden.

Die Anwürfe gegen die Akademien richten sich gegen beide Aspekte ihrer Tätigkeit: gegen die sogenannten Langzeitunternehmungen, denen, da sie im 19. Jahrhundert als eine Aufgabe der Akademie erkannt worden sind, „veraltete Strukturen“ vorgeworfen werden, und gegen den Charakter der „Gelehrten Gesellschaft“. Deren Sitzungen kennzeichnet der Verfasser des Artikels (in der Wochenzeitung DIE ZEIT, d. Red.) als „staatlich alimentierte Treffs für verdiente Professoren“ die in „akademischen Traditionsvereinen“ stattfinden. Die Wirklichkeit und die Intention der Akademien ist ganz anders. ... Vor allem geht es in der Akademiearbeit zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch nicht darum, nun an die Stelle von vermeintlich obsolet gewordenen Langzeitvorhaben eine modernere Struktur zu setzen, die die Wirksamkeit der Akademien ausschliesslich etwa auf „Politikberatung“ umlenkt. Den Akademien kommen Aufgaben in beiden Richtungen zu. Sie sind in der Lage, auf vielerlei Gebieten zu wirken und müssen sich selbstkritisch nur darauf besinnen, wie sie von ihren Ressourcen her diese Wirkungsfelder heute verantwortungsvoll wahrnehmen und effektiv bearbeiten können.

Im Grunde stellen sich den Akademien als Gelehrten Gesellschaften heute drei Aufgabenbereiche: 1.)

Modern drängende Themen aufzugreifen und zu diskutieren; 2.) in den Projekten Grundlagenwissenschaft zu betreiben; 3.) die Möglichkeit zu nutzen, die Kompetenz der Akademien so in die Praxis umzusetzen, dass sie für die ganze Gesellschaft fruchtbar werden kann.

(1) Es ist falsch und sicher den Möglichkeiten der Akademien nicht entsprechend, sie einseitig aufgrund ihrer großen Langfristprojekte zu beschreiben. Sie wissen seit langem die Probleme und Fragen unserer Gesellschaft in ihre wissenschaftliche Arbeit aufzunehmen. In den Naturwissenschaften, auf medizinischem Gebiet, in der Technik, schreiten die Forschung und der Fortschritt so rasch voran, dass eine Fülle neuer Fragestellungen und Sachverhalte auftreten, die unser aller Besinnung und Nachdenken geradezu herausfordern. Die Probleme bewegen sich oft an der Grenzscheide zwischen technisch Machbarem und der Verantwortung vor den Mitmenschen. Die rasche weltweite Ausbreitung unseres Wissens, damit verbunden zugleich die „Globalisierung“ der drängenden Fragen, verlangen, dass solche Fragestellungen ebenso rasch aufgenommen werden wie sie entstehen. Hier bietet es sich besonders an, die Kompetenz, die in den Akademien versammelt ist, dazu zu benutzen, neue Entwicklungen zeitig und gründlich zu bedenken. Auch hier braucht die Konzentration zur Arbeit und zum Nachdenken einen Freiraum, der nicht durch die Hektik des Alltags belastet ist, der aber auch so gestaltet ist, dass weder politische Einflussnahme noch Lobbyismus Eingang erhalten.

Die Akademien und die Union, in der die sieben deutschen Akademien der Wissenschaften zusammengeschlossen sind, haben in den letzten Jahren eine ganze Reihe von nationalen und international hochrangig besetzten Symposien abgehalten, auf denen aktuelle Fragen bedacht worden sind: ... In allen Akademien finden solche Veranstaltungen seit jeher

und regelmäßig statt, entweder in den Fachvorträgen bei den üblichen Sitzungen oder in eigens angesetzten Symposien. Den Wert der Anregungen, die aus den üblichen Sitzungen und den thematisch festgelegten Symposien auf die Mitglieder ausstrahlen, und die befruchtend wie belebend wirken, kann nur der ermesen, der solche Veranstaltungen miterlebt. Der Spott, den diese Seite der Akademiearbeit erlebt, kommt meistens von „Blinden, die von der Farbe reden“. Im übrigen werden die Ergebnisse solcher Konferenzen und Sitzungen publiziert und sind so dem Urteil der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

(2) Alle Akademien führen eine Vielzahl von ganz verschiedenen geistes- und naturwissenschaftlichen Forschungsprojekten durch. Von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden allerdings vorwiegend die unter dem Dach der Union betriebenen Langzeitvorhaben, die zumeist geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung zum Gegenstand haben. Einige sind im frühen 19. Jahrhundert konzipiert worden und bislang infolge des Materialreichtums nicht an ein Ende gekommen; so z.B. die großen Corpora der griechischen wie der lateinischen Inschriften. Vorwiegend handelt es sich um Wörterbücher (etwa der Thesaurus Linguae Latinae, in dem die gesamte Latinität bis in die frühe nachchristliche Zeit aufgearbeitet wird), Editionen und Inschriftensammlungen. Solche Vorhaben bieten, unabhängig davon, dass sie Bestand und Zugänglichkeit unserer Kulturgüter sichern, Grundlagen für eine ganze Reihe anderer Wissenschaften. Verlässlich edierte und kommentierte Inschriften stellen das Material bereit für den Historiker, Literatur- und Sprachforscher wie für die Landeskunde. Die Sammlung der mittelalterlichen Glasmalerei (Corpus vitrearum medii aevi) dokumentiert ein Kulturgut, das früher oder später dem Verfall preisgegeben sein wird. In vielen sog. Kleinen Fächern stellen die Akademien den einzigen Ort dar, an dem kontinuierlich Forschungen betrieben werden können; so etwa in der Hethitologie oder der Ägyptologie, wo in der (auch elektronischen) Aufbereitung des ägyptischen Wortschatzes aus der Pharaonenzeit der Wissenschaft ein neues Forschungsinstrument zur Verfügung gestellt wird. Die Naturwissenschaften sind in diesem sog. Akademienprogramm, das hälftig vom Bund und den Ländern finanziert wird, mit kleineren Vorhaben, die Langfristbeobachtungen bedingen, vertreten, so mit Altersforschung und der Schmerzforschung. Ein gerade jetzt neu ins Programm aufgenommenes Projekt über persistierende Viren ist angesichts der bisher ungelösten Probleme, die Aids und andere durch Viren hervorgerufene Krankheiten verursachen, von wirklich brennender Aktualität. Akademievorhaben sind Projekte, von denen schon der Altertumswissenschaftler August Boeckh in einer Denkschrift 1815 gesagt hat, dass sie die Leistungsfähigkeit und Lebenszeit eines einzelnen Forschers übersteigen; sie bedürfen daher der Koordination und Betreuung durch eine langlebige und die Qualität sichernde Institution. Freilich birgt die Langfristigkeit solcher wissenschaftlicher Unternehmungen auch die Gefahr einer scheinbaren Endlosigkeit in sich. Wis-

senschaft ist ein kontinuierlicher Prozess und Grundlagenforschung ist ein prinzipiell unabgeschlossener Vorgang, weil gelöste Probleme immer wieder neue Fragen entstehen lassen. Um hier auch angesichts der kontingentierte Fördermittel mit Augenmaß Ausgewogenheit herzustellen, muss es natürlich Schnittstellen, Beendigungen und klare Ziele für die einzelnen Projekte geben. Die Akademien achten daher auf regelmäßige Evaluierungen durch unabhängige Gutachter, die die Effektivität und Qualität dieser Unternehmungen kontrollieren. Sie können sich tatsächlich an den Ergebnissen und der Effektivität ihrer Langzeitforschungen messen lassen. Am Sinn solcher wissenschaftlicher Arbeit kann man kaum zweifeln. ...

(3) Von diesen genuinen Arbeiten in den Akademien ist zu unterscheiden die heute an wissenschaftliche Institutionen herangetragene Forderung, sich dem kompetenten Dialog mit der Gesellschaft, der Öffentlichkeit und der Politik nicht zu verschließen. Dies mündet meistens in das Stichwort „Politikberatung“. Eine solche Forderung ist dringlich, richtet sich aber an die Wissenschaft insgesamt, und es ist klar, dass auch die Akademien sich dem nicht entziehen sollten. Im wesentlichen wird es nicht um kurzlebige Fragen und eine "Politikberatung" von der Hand in den Mund gehen dürfen, vielmehr ist wichtig die Entdeckung von Problemfeldern in unserer Zeit, das Vorausbedenken neuer und kommender Entwicklungen, zugleich aber auch das Finden von Problemlösungen. Es ist notwendig, für solche Denkaufgaben von grundsätzlichen und übergeordneten Interesse alle verfügbaren Ressourcen der Wissenschaft in unserem Lande beizuziehen. Die Union alleine könnte eine solche Aufgabe ebensowenig wie eine Nationalakademie leisten, sie darf sich diesem Gedanken aber auch nicht verschließen. Wolfgang Frühwald und Winfried Schulze haben beide das Vorbild des amerikanischen National Research Council (NRC) benannt. Der Verfasser dieses Artikels hat in einem Vortrag bei der Jahresfeier der Nordrhein-Westfälischen Akademie am 17. Mai 2000 in Düsseldorf (erschieden: Vorträge G 371, Westdeutscher Verlag 2000) einen solchen Gedanken entwickelt: Es sollte ein hochrangig angesiedeltes Gremium gebildet werden, in dem alle großen Wissenschaftsorganisationen der Bundesrepublik durch ihre Leitung vertreten sind. Unter diesen Wissenschaftsorganisationen wären die Akademien, vertreten durch die Union, zu der sie sich aus übergeordnetem Interesse zusammengeschlossen haben, nur ein, freilich gleichberechtigtes, Mitglied. Insgesamt würde ein solches Gremium — gleich wie man es nennt — mit ungefähr 20 Mitgliedern eine Repräsentanz der gesamten deutschen Wissenschaftslandschaft darstellen. Hier sollten Fragen und Problemkreise ausfindig gemacht werden, die uns langfristig betreffen, und die von solchem Gewicht sind, dass ein grosser Teil unserer Zukunft durch sie bestimmt werden wird. Wenn ein Problemfeld erkannt ist, konnte ein solches Gremium dann kompetente Arbeitsgruppen einsetzen, die in Ruhe den ausgemachten Problemkreis bedenken. Aus den Ressourcen aller Wissenschaftsorganisationen müsste ein solches Gremium schöpfen, und die Union der Aka-

demien mit ihren ca. 1500 Mitgliedern böte sicher neben anderen auch ein ergiebiges Reservoir für solche Auswahl. Auf diese Weise sollten auf die effektivste und sachangemessenste Weise alle verfügbaren Kräfte der Wissenschaft in unserem Land gebündelt und vernetzt fruchtbar gemacht werden, um die dringlichen Fragen der Zeit zu präzisieren, zu bedenken und dann auch ungefragt dazu in der Öffentlichkeit Stellung zu nehmen. Dies zu realisieren ist als Notwendigkeit auch im Raum der Akademien erkannt; auf dem Münchener Symposion ist der Gedanke weiter verfolgt worden und hat auch auf politischer Seite Sympathie erfahren. Freilich bedarf es nicht des „arroganten“ Vordrängens einer einzelnen Akademie; die Gesamtheit der Akademien ist hier

gefragt, und sie ist gefragt hinsichtlich ihrer eigenen spezifischen Aufgaben wie auch als Teil der ganzen Wissenschaftslandschaft. Es wird zur Realisierung dieses jetzt schon auf breite Akzeptanz stossenden Gedankens intensiver Beratungen intern und nach aussen hin bedürfen, und weder „institutionelle Trägheit“ noch vorlauter Aktivismus sind geeignet, die richtigen Wege zu finden. Allein verantwortungsvolle Besinnung auf das, was den Akademien als Forderungen begegnet und auf die Möglichkeiten, die ihnen gegeben sind, bringen die Akademien in ihr Recht und lassen sie ihren Verpflichtungen gerecht werden. Dazu gehört allerdings die Entschlossenheit des Handelns und das Augenmaß, Idee und Wirklichkeit ineinander übergehen zu lassen.

## Hubert Laitko: Anspruch und Wirklichkeit der Akademie

*Gedanken aus dem Vortrag von Hubert Laitko, Theoria cum praxi. Anspruch und Wirklichkeit der Akademie, gehalten auf der Festveranstaltung der Leibniz-Sozietät am 28. Juni 2000 zum 300. Jubiläum, Leibniz-Tag 2000.*<sup>1</sup>

... Akademien sind Instanzen, deren strukturelle Voraussetzungen ihnen eine besondere Eignung verleihen, das *Wissenschaftsverständnis der Zeit* im Diskurs zu artikulieren und zu problematisieren. Man könnte es auch so ausdrücken, dass es die vornehmste Aufgabe von Akademien sei, die *wechselseitige Aufklärung von Wissenschaft und Gesellschaft über einander* zu vermitteln ... Dazu brauchen Akademien eine hinreichende, medial unterstützte Präsenz in der *Öffentlichkeit*, und sie müssen imstande sein, die Aufmerksamkeit der *Politik* zu erreichen. Die akademische Agenda, die öffentliche Aufmerksamkeit beanspruchen kann, betrifft insbesondere:

- den Hinweis auf *Zukunftschancen*, die der Gesellschaft aus Entwicklungen der Wissenschaft erwachsen, auf *Desiderate*, die erfüllt werden sollten, um solche Chancen *überhaupt* nutzen zu können, und auf *Blockaden* (auch im System von Forschung und Lehre selbst);

- den Hinweis auf *Risiken*, die mit Entwicklungen der Wissenschaft *einhergehen*, die sachliche Erwägung solcher Risiken und der Möglichkeiten ihrer Prävention;

- den Hinweis auf *Alternativen* zwischen unterschiedlichen Möglichkeiten in *der* weiteren Entwicklung der Wissenschaft und der wissenschaftsbasierten Praxen, die Erwägung solcher Alternativen und das Formulieren von Argumenten und Standpunkten zu anstehenden Entscheidungen.

Selbstverständlich können Akademien nicht schweigen, wenn sich bereits ein *Problemstau* eingestellt hat, wie es gegenwärtig bei der Erkenntnis und Bewältigung der gesellschaftlichen Implikationen der Komplexe Biowissenschaften/Biotechnologie (und dabei insbesondere: Genetik/Gentechnik) oder Infor-

matik/Informations- und Kommunikationstechnologie der Fall ist. Hier nehmen sie in schon entfaltetem Diskussionszusammenhängen Stellung. Ihren eigentlichen Wert aber würden sie erweisen, wenn es ihnen gelänge, als *Detektoren für gerade erst auftretende Problemlagen* zu fungieren, zu denen sich noch keine festen Meinungen herausgebildet haben, *frühzeitig* darauf aufmerksam zu machen und gegebenenfalls zu warnen, Diskussionen anzuregen und auf notwendige Forschungen zu drängen.

Dabei sollten Akademien verbreiteten Stimmungen entgegentreten, die eine wohlfeile Entlastung von beunruhigenden Problemlagen suchen, indem sie deren Verursachung einseitig der Wissenschaft und den Wissenschaftlern zuschreiben. Die Optionen, um die es hier geht und an deren Früherkennung Akademien teilnehmen sollten, sind allemal komplexe Phänomene dynamischer Wechselwirkungen innerhalb der *Gesellschaft* und zwischen Gesellschaft und Natur, in die Wissenschaft als agierendes und reagierendes Moment einbezogen ist; mit monokausalen Schuldzuweisungen kommt man solchen Phänomenen nicht bei. ...

Wenn *Akademien* die Aufgabe haben, aufkommende wichtige Problemlagen zur Sprache zu bringen, die von der Wissenschaft noch nicht hinreichend artikuliert, geschweige denn bewältigt sind, dann erweist sich als ein entscheidendes Feld akademischer Praxiswirksamkeit das Initiieren von Forschungsstrategien einschließlich des Erwägens von Forschungsprioritäten.

... In der Regel können Akademien die detaillierte Erforschung solcher Fragen nicht selbst übernehmen, doch sie können helfen, die Wissenschaft darauf zu orientieren, um so mehr, als ihre Stimme aus der Mitte der Wissenschaft selbst kommt und nicht von außen an die Wissenschaft adressiert wird.

Akademien (können) in mindestens zweifacher Hinsicht *forschungsstrategisch* wirksam werden: durch das Eröffnen neuer Problemfelder auf der einen, durch das Erfinden und Erproben neuer Organisationsformen auf der anderen Seite; es gibt keinen Anlass zu der Befürchtung, dass auch nur in einer

<sup>1</sup> Der vollständige Text des Vortrages wird abgedruckt in einer der nächsten Ausgaben der Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät

dieser beiden Richtungen die Potenz der Akademien erschöpft sein könnte.

Allerdings müssen die Akademien dazu auch die Kraft und den Mut zur ständigen Selbsterneuerung haben. ...

Die Möglichkeit von Akademien, durch Wahrnehmung ihrer kommunikativen Funktion im Wissenschaftssystem integrierend zu wirken, steht und fällt mit ihrer Fähigkeit, das Ganze der Wissenschaft zu repräsentieren. ... Das ist um vieles schwieriger als die öffentlichkeitswirksame Quotierungsproblematik in politi-

schen Parteien und Gremien. Bereits seit geraumer Zeit stehen die Akademien vor der Alternative, ihre universalistische Intention entweder ganz aufzugeben oder ihr auf eine verallgemeinerte Art treu zu bleiben, ... Nach meiner Ansicht ist nur dieser zweite Weg gangbar, wenn die Akademie Akademie bleiben soll. Da die Wissenschaft ungeachtet aller beständig fortschreitenden Ausdifferenzierung dennoch ein kommunikativ verbundenes Ganzes ist, bedarf sie weiterhin der institutionellen Möglichkeiten, durch die sie diese ihre Ganzheit reflektieren kann.

## Informationen

### Ehrenkolloquium für Lothar Budach

(Erika Horn). Am 17. November 2000 fand an der Universität Potsdam ein wissenschaftliches Kolloquium zum 65. Geburtstag des langjährigen Mitglieds der Leibniz-Sozietät Prof. Dr. rer. nat. habil. Lothar Budach statt.

Etwa 70 Schüler und Weggefährten aus Berlin, Bonn, Bremen, Cottbus, Dortmund, Dresden, Göttingen, Kaiserslautern, Köln, Mannheim, Oldenburg, Paderborn, Potsdam, Rostock und Saarbrücken waren der Einladung gefolgt.

Nach der Eröffnung und Begrüßung durch den Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät und der Würdigung der Leistungen Lothar Budachs an der Universität Potsdam entwarf Bernd Graw aus Paderborn im "Rückblick eines Schülers" ein Lebensbild des Jubilars. Er umriss die Schaffensetappen Lothar Budachs auf den Gebieten kommutative Algebra, Automatentheorie, Berechnungstheorie und Kombinatorik, Struktur von Entscheidungsprogrammen für Boolesche Funktionen und Untersuchung deren algebraischer Komplexität und Softwaredesign. Es wurde ein Überblick über die Hauptergebnisse des Budachschen Schaffens gegeben, so zum Beispiel über seine Arbeiten zu kommutativen Ringen, die Lösung des "Shannonschen Labyrinthproblems" im Jahr 1975, die Leistungen Lothar Budachs zur Anwendung mathematischer Methoden beim Schaltkreisentwurf und die theoretische Fundierung des Softwareentwurfs.

Lothar Budach wurde im Alter von 31 Jahren zum ordentlichen Professor für Mathematik an die Humboldt Universität zu Berlin berufen. Er war Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR und Mitglied des Forschungsrates. In seinem langjährigen wissenschaftlichen Wirken als Forscher und Hochschullehrer hat er eine Reihe von wichtigen Ämtern bekleidet, viele Bücher und andere Veröffentlichungen publiziert. Mit der von Lothar Budach ins Leben gerufenen Tagungsreihe "Fundamentals of Computation Theory" leistete er einen großen Beitrag zur Zusammenführung und Zusammenarbeit von theoretischen Informatikern aus Ost und West.

Lothar Budach bewirkte nicht nur Bedeutendes auf dem Gebiet der Mathematik, hervorzuheben ist auch sein Bestreben mathematische Theorien und Methoden in der Informatik anzuwenden.

Das fand auf dem Kolloquium eine Würdigung durch eine Reihe von Beiträgen seiner Schüler und Weggefährten aus der Mathematik und der theoretischen Informatik.

Herbert Kurke, Humboldt Universität zu Berlin, der wohl erste Schüler von Lothar Budach referierte über "Wie kann man erkennen, ob ein Ring ein Polynomring ist?".

In dem Vortrag knüpfte er an die Anfänge der Zusammenarbeit mit Lothar Budach in den frühen 60er Jahren an. Eine Frage, die damals in gemeinsam von Lothar Budach und Herbert Kurke durchgeführten Seminaren diskutiert wurde, war die nach der Struktur projektiver Moduln über Polynomringe.

Thomas Zink, Universität Bielefeld, ebenfalls ein Schüler von Lothar Budach setzte sich in seinem Vortrag mit "Wittvektoren und Differentialen auf algebraischen Varietäten" auseinander. In diesem Vortrag, der sowohl einen Rückblick auf die Wittschen Arbeiten als auch eine beeindruckende Darstellung moderner algebraisch-geometrischer Fragestellungen im Umfeld dieser klassischen Disziplin gab, wurden neuere homologische Methoden insbesondere aus dem Bereich der Weylschen Vermutungen und der kristallinen Kohomologie dargestellt.

Stephan Waack, Georg-August-Universität Göttingen, gleichfalls ein Schüler von Lothar Budach gab in seinem Vortrag "Probabilistische Beweissysteme der Kryptographie und Komplexitätstheorie" ausgehend von dem klassischen Budach'schen Resultat über eine exponentielle untere Schranke für Entscheidungsbäume des Grapherreichbarkeitsproblems einen umfassenden Überblick zur Problematik der unteren Schranken für die Komplexität Boolescher Funktionen bezüglich unterschiedlicher Berechnungsschemata wie Schaltkreise, Verzweigungsprogramme und Turingmaschinen. Die Forschung zu diesen Problemen liegt im Hauptstrom der Theoretischen Informatik, hier erzielte Resultate gehören zu deren Fundament.

Einen würdigen Abschluss des Kolloquiums stellte der Vortrag von Günter Hotz, Universität des Saarlandes, zum Thema "Probleme der Informatik - ein Blick zurück" dar. In beeindruckender Weise wurde durch Günter Hotz die Entwicklung der Informatik dargestellt und das Wirken von Lothar Budach in die-

sen Prozess eingeordnet. In den 80er Jahren gab es zwischen Günter Hotz und Lothar Budach insbesondere eine enge Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Schaltkreisentwurfs. Sowohl in Saarbrücken (CADIC) als auch in Berlin (RELACS) wurden Systeme zum Entwurf von VLSI-Schaltkreisen unter Nutzung der Rekursivität entwickelt.

Das Kolloquium war Ehrung und Würdigung eines Wissenschaftlers, dessen Arbeit auch nach dem 65.

Geburtstag für die Informatik und den neuen Studiengang Softwaresystemtechnik am Hasso-Plattner-Institut der Universität Potsdam nicht entbehrlich ist.

Wir bedanken uns bei Lothar Budach für alles, was er bisher vollbracht und geleistet hat und wünschen dem Jubilar noch viele Jahre guter Gesundheit, Schaffenskraft, wissenschaftliche Kreativität und persönliches Glück.

## Jahresversammlung des Fördererkreises der Leibniz-Sozietät

*(Heinz Kautzleben). (Die Stiftung der Freunde der "Leibniz-Sozietät e.V." wurde am 23. Mai 1996 errichtet, um die wissenschaftliche Tätigkeit der Leibniz-Sozietät e.V. allseitig, insbesondere finanziell, zu fördern. Die Stiftung ist rechtlich unselbständig; sie wird im Rechtsverkehr vom Vorstand der Leibniz-Sozietät e.V. vertreten. Das Stiftungsvermögen wird von der Leibniz-Sozietät treuhänderisch verwaltet. Die Stiftung ist gemeinnützig im Sinne der Abgabenordnung.*

*Das Kuratorium wurde 1997 vom Fördererkreis der Stiftung gewählt; sein Vorsitzender ist Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Horst Klinkmann, Mitglied der Leibniz-Sozietät. Geschäftsführer der Stiftung ist Prof. Dr. Heinz Kautzleben, Mitglied der Leibniz-Sozietät.)*

Der Fördererkreis hat auf seiner 5. Jahresversammlung am 15. Februar 2001 eine Bilanz der Entwicklung der Stiftung im Jubiläumsjahr der Leibniz-Sozietät gezogen und seinen Arbeitsplan für das Geschäftsjahr 2001 beschlossen. Dem war eine Sitzung des Kuratoriums zu dem gleichen Thema vorangegangen.

Die Bilanz fiel im wesentlichen positiv aus, wenngleich die in die Stiftung gesetzten Erwartungen durchaus höher waren als die erbrachten Ergebnisse der Arbeit.

Der Vorsitzende des Kuratoriums, Horst Klinkmann, verwies auf die erfreuliche Resonanz, die der von S.M. Rapoport, Ehrenpräsident der Leibniz-Sozietät, initiierte Aufruf zu Sonderspenden anlässlich des 300. Jubiläums gefunden hatte. Die Mittel der Stiftung wurden für den satzungsgemäßen Zweck ausgegeben. Die Stiftung gab der Leibniz-Sozietät weiterhin Anregungen und aktive Unterstützung bei der Formulierung ihrer wissenschaftlichen Projekte, in der Öffentlichkeitsarbeit sowie bei vielfältigen organisatorischen Aufgaben.

Im diesjährigen gemeinsamen Bericht des Kuratoriums und des Geschäftsführers an den Fördererkreis wurde dargelegt, daß sich im Verlaufe der fast fünf Jahre, die seit Errichtung der Stiftung vergangen sind, in der Tätigkeit des Kuratoriums, des Geschäftsführers und des Fördererkreises im wesentlichen drei Wirkungsgebiete als fruchtbringend für die Leibniz-Sozietät erwiesen haben:

- erstens die Sammlung von finanziellen Mitteln als Beiträge zur Finanzierung der wissenschaftlichen Vorhaben der Sozietät,

- zweitens die regelmäßige Information der Förderer und eines wachsenden Kreises von Freunden der Sozietät über die wissenschaftliche Tätigkeit der Sozietät und

- drittens die Gewinnung und organisatorische Betreuung von Freunden der Sozietät, die aktiv an den vielfältigen technisch-organisatorischen Aufgaben des Vorstandes und der Kommissionen der Sozietät mitwirken.

Die Bemühungen, Zuwendungen aus öffentlicher Hand oder größere Zuwendungen von privater Seite für die Stiftung oder für die Leibniz-Sozietät direkt zu erhalten, waren bisher relativ erfolglos.

Das Kuratorium hat sich in seiner Sitzung zum wiederholten Male, speziell unter Auswertung der Erfahrungen im Jubiläumsjahr der Sozietät, ausführlich mit dieser Frage befaßt und festgestellt, daß Erfolge nur im Zusammenwirken mit dem Vorstand und den Mitgliedern der Sozietät denkbar sind. Zu den notwendigen Voraussetzungen erfolgreichen Wirkens gehört, daß das Marketing verbessert wird. Nötig sind überzeugende Leistungsangebote der Sozietät, Fürsprecher, die die Türen zu den Sponsoren öffnen, und Mitstreiter, die "ständig „am Mann“ bleiben.

Die Eingänge auf dem Bankkonto der Stiftung bestehen bisher aus a) einigen mehr oder weniger regelmäßig eingehenden größeren Zuwendungen (bis maximal 1.500 DM), b) den Mitgliedsbeiträgen im Fördererkreis und darüber hinausgehenden Zuwendungen, die mehrere Mitglieder der Leibniz-Sozietät zahlen, und c) entsprechenden Zahlungen durch eine Reihe von Freunden der Leibniz-Sozietät, die sich bereit erklärt haben, die Sozietät als Mitglied des Fördererkreises regelmäßig zu unterstützen.

Kuratorium und Fördererkreis haben beschlossen, im Jahre 2001 die Bemühungen zu verstärken, um die Zahl der Freunde der Leibniz-Sozietät zu erhöhen, die sich dauerhaft als Förderer der Stiftung engagieren, regelmäßig Beiträge zahlen und darüber hinaus noch möglichst oft spenden. Der geforderte Mindestbeitrag pro Jahr beträgt für individuelle Mitglieder des Fördererkreises gegenwärtig 100 DM (ab 01.01.2002 auf Beschluß des Fördererkreises 50 Euro) und für kollektive Mitglieder 300 DM (bzw. 160 Euro). Die Mitglieder des Fördererkreises werden zu allen wissenschaftlichen Veranstaltungen und zum Leibniz-Tag der Sozietät eingeladen, erhalten das Mitteilungsblatt *leibniz intern* und können die Veröffentlichungen der Leibniz-Sozietät zu einem günstigen Sonderpreis erwerben. Das Ziel der Anstrengungen ist, den Fördererkreis der Stiftung de facto zu einem Verein der Freunde der Leibniz-Sozietät auszubauen.

## „Beim Gegner in die Lehre gehen“ - bisher unbekanntes Werk von Leibniz gefunden

(Hartmut Rudolph). Bei der Arbeit an der Akademie-Ausgabe sämtlicher Schriften und Briefe von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) ist der Druck eines bisher unbekanntes Werkes von Leibniz entdeckt worden.

Es handelt sich um das 1694 mit Druckort Amsterdam anonym veröffentlichte Buch "Fas est et ab hoste doceri [= Man sollte auch bei seinem Gegner in die Lehre gehen]. Etliche Edikten aus der Schmiede des Richelieu, zum Exempel dienend, wie man sich im Nothfall gegen einen andringenden Feind angreifen soll. Mit einer auff diese Zeiten gerichteten Vorrede an die Teutsche Nation. Quelques edicts de la fabrique du Cardinal Richelieu, pour servir d'exemple comment il faut faire des efforts pour resister à l'ennemi dans un pressant besoin. Avec une preface adressée à la Nation Allemande et convenable au temps".

Die Schrift enthält eine deutsch und französisch verfasste militärpolitische Stellungnahme zu der damaligen Kriegssituation zwischen Deutschland und Frankreich. Das Buch ist nur noch in wenigen Bibliotheken, nach unserer Kenntnis: SUB Dresden, UB Leipzig, UB Greifswald, HAB Wolfenbüttel, NLB Hannover und UB Göttingen, vorhanden. Ein Teil des Werkes enthält Edikte aus dem Jahr 1636, mit denen Richelieu eine Blitzmobilmachung gegen feindliche Truppen bewirken wollte, die sich von den spanischen Niederlanden her Paris näherten. Leibniz hatte, wie er 1688 berichtet, die Edikte aus Frankreich mitgebracht. D.h., bereits während seines dortigen Aufenthalts 1672-76 hat er die "Ordonnanzen" als ein von den deutschen Fürsten im Falle äußerer militärischer Bedrohung nachahmenswertes "Muster" angesehen, wie man sich des Angriffs eines Gegners durch eine "tapfere, geschwinde und kräftige Entschließung" erwehren könnte. Denn, so heißt es in dem Buch weiter, "bey den meisten Menschen würcken die Exempel mehr als die besten Vernunfts-Gründe." (S. (8)). Eine solche Situation war für ihn bereits durch den Ausbruch des Pfälzischen Erbfolgekrieges und die französische Offensive in der Pfalz im Herbst 1688 gegeben. Hier blieb es Leibniz, der sich gerade in Wien aufhielt und auf eine lang ersehnte Audienz

bei Kaiser Leopold I. vorbereitete, allerdings versagt, diesen für das Beispiel der Edikte zu erwärmen oder es in die Öffentlichkeit zu lancieren. Erst in den 1690er Jahren kam es zur Veröffentlichung der Verordnungen in französischer Sprache und der deutschen Übersetzung von Leibniz. In der umfangreichen Einleitung empfiehlt er sie als ein nachahmenswertes Beispiel, aus dem die 1694 durch Frankreich militärisch bedrängten deutschen Territorien ihren Nutzen ziehen und - nicht zuletzt - die "armen Rhein-Länder" Schaden von sich abwenden könnten.

Die Entdeckung gelang Dr. Sabine Sellschopp von der Potsdamer Leibniz-Editionsstelle der Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften bei der Analyse mehrerer Handschriften der Niedersächsischen Landesbibliothek, unter anderem an Hand kleiner Aufzeichnungen, die Leibniz 1688 im Zusammenhang der erwähnten Audienz bei Kaiser Leopold I. angefertigt hatte und die nun in der Reihe "Politische Schriften" der Leibniz-Akademie-Ausgabe veröffentlicht werden. Zum Teil waren diese Notizen bereits im 19. Jahrhundert in Leibniz-Ausgaben gedruckt worden, ohne dass sie von den damaligen Herausgebern als Hinweise auf das nun entdeckte Leibniz-Buch erkannt worden wären. Erst die Arbeit an der historisch-kritischen Edition, und das heißt, das Herausfiltern relevanter Notizen aus dem Leibniz-Nachlaß und die genaue Zuordnung der dann schließlich 18 Textzeugen zueinander und zu bestimmten Sachzusammenhängen führte auf die richtige Spur - ein Beispiel für die Notwendigkeit akribischer Sorgfalt bei der Sicherung des in mancher Hinsicht einzigartigen Erbes durch die kritische Gesamtausgabe.

Die Bedeutung des Fundes, der den Universalgelehrten als einen auch in der Militärpolitik sachkundigen und engagierten Autor erweist, ergibt sich allein schon daraus, dass zu Leibniz' Lebzeiten nur ein verschwindend geringer Teil seines gewaltigen Schrifttums im Druck erschien.

*Dr Hartmut Rudolph*

*Der Autor ist Leiter der Leibniz-Edition der BBAW. Eine längere Vorstellung des Werkes durch Frau Dr. Sellschopp findet der Leser in einer der nächsten Ausgaben der Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät.*

## Personalialia

**Friedbert Ficker**, Mitglied der Leibniz-Sozietät, Ordentliches Mitglied der Academia Scientiarum et Artium Europaea, wurde am 26. Oktober 2000 zum Auswärtigen Mitglied der Serbischen Akademie der Wissenschaften gewählt. Präsident, Vizepräsidenten und Generalsekretär der Serbischen Akademie

beglückwünschten ihr neues Mitglied in einem Schreiben und drückten die Hoffnung aus, der Geehrte möge sein fruchtbares wissenschaftlichen Wirken für das Gedeihen der menschlichen Gesellschaft fortsetzen.

## Rezension

### Dejan Medaković: Serben in Wien



*Dejan Medaković, Serben in Wien. Prometej, Novi Sad 2001. 389 Seiten*

Das Schicksal Serbiens war im 18. und 19. Jahrhundert eng mit der Habsburger Monarchie verbunden, ja in seiner Entwicklung von dem Vielvölkerstaat abhängig. In diesem Prozeß des Auf und Ab spielte verständlicherweise Wien, die Haupt- und Residenzstadt Oesterreich-Ungarns, die Schlüsselrolle. Dort wurden die aus der Sicht der Reichspolitik notwendigen Entscheidungen getroffen – die allerdings im Blick auf die Auswirkungen ihre Einfärbung von dem Ringen zwischen Oesterreich und Ungarn um die Vormachtstellung innerhalb des Kaiserreiches erhielten. Allein daraus erklärt es sich, daß die Donaumetropole zum Sitz und zum Treffpunkt einflußreicher serbischer Kräfte erkoren wurde, die von der Wirtschaft und Politik über die Kunst, Kultur und Wissenschaft und den Militärs bis zu den Vertretern der serbischen orthodoxen Kirche reicht

Dejan Medaković, vorgeschlagen zum Mitglied der Leibniz Sozietät, Präsident der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste und international geschätzter Kunsthistoriker, insbesondere hervorragender Kenner des Barock, stellt in einem in Novi Sad erschienenen Band diese vielfältigen Beziehungen zwischen Wien und den Serben als die Widerspiegelung des Verhältnisses zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien dar. Wenn der Verfasser auch darauf hinweist, daß seine Forschungen keineswegs als Schlußpunkt und Endergebnis dieser Untersuchungen anzusehen sind, weist allein der Umfang des Werkes mit seiner sorgfältig differenzierten Gliederung des Inhaltes und den darin niedergelegten Erkenntnissen auf die Wichtigkeit dieses Unternehmens hin, und es läßt sich daraus auch ermessen, daß weiteres vertieftes Archivstudium in Wien zur Wissenserweiterung über die Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien und damit über die Geschichte der Donaumonarchie und der Balkanländer, insbesondere Serbiens, beiträgt.

Medaković, der sich in einer Reihe von Veröffentlichungen mit den künstlerisch-kulturellen Wechselbeziehungen zwischen Serbien und dem deutschsprachigen Raum auseinandergesetzt hat, erweist sich auch in der vorliegenden Veröffentlichung als Vermittler fundierten gegenseitigen Verständnisses als Grundlage neuerlicher vertiefter Zusammenarbeit. Das wird allein an den beiden Abschnitten „Die Serben und die Wiener Universität“ und „Bildende Kunst“ deutlich – wobei freilich die vergleichende synoptische Einordnung in das gesamteuropäische Wis-

senschafts- und Kulturgefüge als Desideratum auf seine Bearbeitung wartet. Bedeutende Namen finden sich unter den in Wien ausgebildeten Serben, wie der Arzt Vlada Djordjević, der 1872 in Belgrad die Serbische Arztegesellschaft gründet und sich 1876 um die Gründung des Serbischen Roten Kreuzes Verdienste erworben hat. Hinzu kommen der Chirurg Milivoj Kostić oder der Veterinärmediziner Jovan Čokor, dem in Wien die Errichtung eines Lehrstuhls und die Gründung eines Instituts für Parasitologie verdankt wurde. Mit dem Historiker Vladimir Čorović, dem Mathematiker Dimitrije Nesić, der in Serbien 1873 das metrische System einführt, dem in Kroatien politisch tätig gewesenen Juristen Bogdan Medaković oder dem Architekten Konstantin Jovanović, der an der Nationalbank in Belgrad baute und das Gebäude der bulgarischen Volksversammlung in Sofia schuf, folgen weitere Beispiele, die für eine intensivere Beschäftigung mit den serbischen Wissenschaften sprechen.

Gleiches gilt für die bildende Kunst, wo mit Hristofor Žefarović ein Vertreter der für die Entwicklung der nach Westeuropa ausgerichteten neueren Kunst auf den Plan trat, der zusammen mit dem Wiener Thomas Messmer die für Serbien politisch bedeutsame „Stemmatographie“ schuf und als Begründer der Kupferstichtechnik in seiner Heimat wesentliche Voraussetzungen für die neuere serbische Graphik schuf. Nicht minder hat Zaharije Orfelin zur Barockisierung der serbischen Kupferstichgraphik beigetragen. In der Malerei kommt Theodor Kračun als bedeutender Maler des 18. Jahrhunderts hinzu, der die Loslösung von der erstarrten byzantinischen Auffassung vollzog und für die serbische Malerei einen neuen Höhepunkt bedeutete, den Pavle Simić im 19. Jahrhundert mit der Weiterentwicklung zur Romantik hin fortsetzte.

Zusammenfassend zeigt sich Medaković's Buch ebenso kenntnis- wie informationsreich. Dazu tragen die Fußnoten zu den einzelnen Kapiteln ebenso bei, wie die reiche und im Druck gut ausgeführte Bebilderung für die notwendige lebendige Anschauung sorgt. Namens- und Literaturverzeichnis runden den bei aller Allgemeinverständlichkeit der Darstellung wissenschaftlich fundierten Band ab, der künftiger Arbeit auf dem Gebiet der Beziehungen zu Südosteuropa und besonders zu Serbien eine wertvolle Grundlage und Hilfe sein wird.

*Friedbert Ficker*

**Impressum: *leibniz intern*** – Mitteilungen der Leibniz-Sozietät - erscheint 4 – 6mal jährlich.

Herausgeber: Vorstand der Leibniz-Sozietät. Verantwortlich: Dr. Herbert Wöltge.

Anschrift der Redaktion: Heidekrugstraße 67, D-12555 Berlin

Tel.: 030 65 623 49 Fax: 030 65 07 04 91, e-Mail: [hwoeltge.leibniz@gmx.de](mailto:hwoeltge.leibniz@gmx.de)

Internet-Präsentation der Leibniz-Sozietät: <http://www2.hu-berlin.de/leibniz-sozietat>

verantw.: Wolf-Dietrich Hartung; Tel. 030 53 26 903 e-Mail [wodhartung@aol.com](mailto:wodhartung@aol.com)

Web-Master: Klaus-Peter Steiger, Tel: 030 63 97 96 95, e-mail: [kpsteiger@aol.com](mailto:kpsteiger@aol.com)